

Literatur

Böse Schutzengel, doppelte Welten

Die Rezeptionsgeschichte Daniel Kehlmanns ist gepflastert von Besprechungen, die anhand der Werke die Person des Autors und seinen Erfolg rezensieren. Entweder waren seine Werke infolge weltweiter Bestsellererfahrungen von vornherein verdächtig, oder sie blieben im kleinen Kreis der frühen Fans und schienen deshalb kaum eines zweiten Blickes wert.

Unter den scharfsinnigsten Lesern Kehlmanns war von Anfang an der österreichische Literaturwissenschaftler und Essayist Markus Gasser. Um „Daniel Kehlmanns Geheimnis“ geht es, dem Untertitel zufolge, in seinem neuen Buch. Dass freilich das Werk dieses gerade einmal Fünfunddreißigjährigen ein grundlegendes Geheimnis enthalten könnte, wird manchen seiner Kritiker so unwahrscheinlich und übertrieben vorkommen wie der ganze Rummel um diesen Schriftsteller und schon gar wie die Idee, ihm eine komplette Monographie zu widmen.

Dabei ergeben schon die bisherigen Bücher dieses früh gereiften Autors ein Werk im vollen Sinne des Wortes. Die bislang sieben Romane und Erzählbände, begleitet von Essays und Reden, entfalten ein subtiles Netz von Beziehungen, die um erzählte Weltentwürfe kreisen – in Genrespielen zwischen Reisebericht und Thriller, Biographie und Parabel, grotesker Literatursatire und komischer Horrorgeschichte.

Morgen auf unserer Literatursseite

Richard Kämmerlings: Helmut Krausser will nur das Beste

Hans-Ulrich Gumbrecht: Laurence Sterne neu übersetzt

te. Mit der Beobachtung, dass jedesmal „eine zweite, eigentliche Geschichte in die halbdurchsichtige Handlungsoberfläche hineinverwoben“ sei, beginnt Gassers Spurensuche, die in einer an Michael Maar erinnernden Detektivarbeit tatsächlich Kehlmanns Geheimnis offenlegt. Sie führt, unter Verwendung auch unveröffentlichter Materialien, vom frühen Erzählungsband „Unter der Sonne“ bis zum 2009 erschienenen Roman „Ruhm“.

Wie wäre es, so rekonstruiert Gasser eine von Kehlmanns Leitfragen, wenn die traditionelle Vorstellung vom Jenseits als einem Schattenreich auf einem Vorurteil beruhte und die Schattenwelt eben diejenige wäre, in der wir jetzt leben, begleitet und mitleidig betrachtet von den schon Gestorbenen, die wir – mit den Worten von Kehlmanns Humboldt – wiedersehen werden „im Licht“? Angewandt auf die erzählten Welten, heißt das: Fiktion und Wirklichkeit tauschen die Plätze. Wenn Gauß in der „Vermessung der Welt“ erwacht, dann stellt er fest, dass er von Gauß geträumt hat; und mit einem Mal ist er von der eigenen Existenz nicht mehr sehr fest überzeugt: „Am frühen Morgen weckte ihn ein qualender Traum. Er sah sich selbst auf der Pritsche liegen und da-

Von der Sehnsucht der Romanfiguren, aus ihrer Welt befreit zu werden: Markus Gasser hat eine brillante Studie über Daniel Kehlmann geschrieben. Ihn beschäftigt nicht das Geheimnis von Kehlmanns Erfolg, sondern dessen Erfindung einer ins Erzählerische verschobenen experimentellen Theologie.



Auf den Spuren eines früh gereiften Autors: Daniel Kehlmann 2009 auf der Frankfurter Buchmesse

Foto Helmut Fricke

von träumen, dass er auf der Pritsche lag und davon träumte, auf der Pritsche zu liegen und zu träumen. Bekommen setzte er sich auf und wusste sofort, dass das Erwachen noch vor ihm lag.“ Tatsächlich wird nicht entschieden, ob Gauß am Ende wirklich wieder in derselben Welt landet, die er einschlafend verlassen hat: „Als er schließlich erschöpft auf dem Bettrand saß und in den sonnigen Morgenhimmel sah, konnte er das Gefühl nicht loswerden, dass er jene Wirklichkeit, in die er gehörte, um einen Schritt verfehlt hatte.“ Einmal dem Fehlläuten der Nachglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.

Immer wieder gibt es solche Szenen in Kehlmanns Erzählungen, und Gasser dechiffriert ihr Bauprinzip. Da ist zuerst die gnostische Häresie des Erzketzers Markion, wonach der Schöpfer der uns sichtbaren Welt zu unterscheiden sei vom guten Gott: ein arglistiger und überdies schlampig arbeitender Demiurg, der uns, unter-

stützt von den Archonten, den – wie es in einem Roman Kehlmanns ganz nebenbei heißt – „bösen Schutzengeln“, fortwährend in die Irre führe. Wer sterbend diese Welt verlässt, der entkommt ihr. Gauß erweist sich als einer der heimlichen Gnostiker in Kehlmanns Welt. Schon als Kind trauert er darüber, dass „die Welt sich so enttäuschend ausnahm, sobald man erkannte, wie dünn ihr Gewebe war, wie grob gestrickt die Illusion, wie laienhaft vernähre ihre Rückseite“.

In Kehlmanns Erzählwelten verknüpft sich diese Traditionslinie mit einer zweiten: der Vorstellung des Zwischenortes, in dem die toten Seelen geläutert werden

wiss bloß eingebildeten Gestalten ist da auch Humboldts tote Mutter, mitten in einer spukhaften Höhle im Urwald, jene Mutter, von der in einer albernem Berliner Séance Jahre später ein einfältiges und nichtahnendes Medium einen Gruß ausrichtet wird: Der wandernde Sohn habe sie einmal so schön ignoriert, als sei sie ein Gespenst. Erst die unkommenntierte Beiläufigkeit, mit der solche Spannungen im Roman erzeugt werden – denn das Medium sagt noch vieles andere, und die Erinnerung ist schon halb verblasst –, öffnet die Anekdote ins Abgründige. „Die Welt wich um ihn zurück“, bemerkt der sterbende Held in der Erzählung



„Schnee“, „er fühlte, wie der Augenblick sich dehnte und die Wirklichkeit sich in eine andere Wirklichkeit schob“. Dieses Gefühl wird in Kehlmanns Geschichten zur Leseerfahrung.

Die wesentlichen Grenzen, die seine abenteuerlichen Helden vom ersten bis zum jüngsten Buch durchqueren, sind nicht die der Länder und Kontinente, sondern diejenigen zwischen der Vorder- und der Rückseite der Wirklichkeit, zwischen Zeit und Ewigkeit. Was Gasser als Kehlmanns Geheimnis entdeckt, ist eine ins Erzählerische verschobene experimentelle Theologie. Immer wieder kreisen seine Geschichten darum um den Punkt, an dem Physik und Metaphysik, Fiktion und Metafiktion einander berühren. Immer wieder entwerfen sie, mit einem glücklichen Ausdruck des Literaturwissenschaftlers Matias Martínez, „doppelte Welten“.

Wenn in „Ruhm“ eine Figur, die aussieht wie der reale Autor, seiner aufbegehren-

Ohne Punkt und Komma

Späte Entdeckung: Georges Perecs „Gehaltserhöhung“

Hat man sich nach ein paar Seiten an die fehlenden Satzzeichen und die Kleinschreibung gewöhnt, liest sich dieses Buch vergleichsweise störungsfrei. Man versteht, worauf es dem Autor ankommt und auf was es hinausläuft: Der ideale Zeitpunkt, seinen Chef um eine Gehaltserhöhung zu bitten, lässt sich zwar arithmetisch ermitteln, führt aber keinesfalls zu der erwünschten Gehaltsanhebung.

Ein exemplarischer Angestellter jedenfalls gerät in Kalamitäten, wenn er sich dazu entscheidet, sein Anliegen an einem Freitag vorzubringen, schreibt Perec: „entweder ihr dienstvorgesetzter hat eine gräte verschluckt oder ihr dienstvorgesetzter hat keine gräte verschluckt“. Und tatsächlich, das muss jedem einleuchten, wird es von der Wahl des Kantinegerichts abhängen, ob der Vorgesetzte später zu einem Gespräch aufgelegt ist oder nicht. Perec lässt seinen fiktiven Angestellten deswegen auf einen anderen Wochentag ausweichen, an dem sich die Unsicherheit aber nur fortsetzt, denn nun, da das Fischproblem aus der Welt geschafft ist, entsteht ein neues: das von faulen Eiern.

Perec muss gedacht haben, wer Fisch sagt, muss auch Hühnerer sagen, als er diesen Schaltplan des Lebens verfasste, wohl nach den Berechnungen eines befreundeten Sozialforschers an der Maison des sciences de l'homme. Der hatte die unterschiedlichen Strategien, sich seinem Vorgesetzten zu nähern, in einem Pfeildigramm zur Darstellung gebracht. Mit erschreckendem Ergebnis: Statt hoher Feldherrenkunst zeigte die Grafik nur das anarchische Wüten des Zufalls (Fischgräten und faule Eier) und ein Individuum am Rande der Handlungsunfähigkeit („sie versuchen ihr glück nicht am nächsten tag denn der nächste tag ist ein Donnerstag und wenn monsieur x sie auf den übernächsten tag vertrauen würde so wäre der übernächste tag ein freitag und monsieur x würde riskieren sich an einer gräte zu verletzen“).

Die „Gehaltserhöhung“ gehört zu den späten Entdeckungen aus Perecs Nachlass und wurde deshalb erst jetzt ins Deutsche übertragen. Sie ist der Versuch,

sprachliche Entsprechung für ein stochastisches Problem zu finden. Mit Interpunktionslosigkeit lässt sich aber auch sonst allerlei anstellen, herrlicher Sprachquatsch zum Beispiel, wie ihn, mit Verlaub, am besten die Franzosen beherrschen.

Georges Perec wurde 1936 als Sohn polnischer Juden in Paris geboren. Von 1967 an war er Mitglied der von Raymond Queneau gegründeten Literatengruppe Oulipo, der „Werkstatt für potentielle Literatur“. Ihren Mitgliedern, zu denen zeitweilig auch Oskar Pastior und Italo Calvino zählten, ging es um „Spracherweiterung durch formale Zwänge“. In Perecs leipogrammatischer Erzählung „La Disparition“ findet sich beispielsweise kein einziges Mal der Buchstabe „e“. Perec verfasste auch ein Palindrom, einen rückwärts lesbaren Brief aus 1300 Wörtern. Raymond Queneau hingegen erfand einen Algorithmus, mit dem sich eine Sonettensammlung so lange variieren ließ, dass ihre Lektüre mehr als 190 Millionen Jahre gedauert hätte.

Seit den Nouveau Romanciers ist der Sprache niemand mehr so sehr zu Leibe gerückt wie die Oulipoten. Auf dem letzten Literaturfestival in Berlin konnte man sechs ihrer noch aktiven Mitglieder erleben. Sie beschrieben vor schmunzelndem Publikum ihr Leben als Liebhaber, Skischampion und Schriftsteller. Sie variierten einen Satz von Marcel Proust und einen von Goethe. Man konnte es genießen, dachte aber auch: Sprachkritik aus einer anderen Ära! Auch Perecs Abhandlung ohne Punkt und Komma entstammt den diskursverliebten Sechzigern, in denen selbst bildende Künstler ins letristische Fach wechselten und die Philosophie sich linguistisch drehte.

Am Ende seiner imaginären Gehaltsverhandlung steht Perecs kleiner Angestellter übrigens kurz vor der Rente. Aus heutiger Sicht kann man sagen: Immerhin arbeitete er dreißig Jahre lang im selben Betrieb.

KATHARINA TEUTSCH

Georges Perec, „Über die Kunst seinen Chef anzusprechen und ihn um eine Gehaltserhöhung zu bitten“, Aus dem Französischen von Tobias Scheffel, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2009. 110 S., geb., 14,90 €.

und in dem, den wiederum häretischen Spekulationen Swedborgs zufolge, die Toten noch gar nicht recht wissen, dass sie schon tot sind – so wie es dem Helden in „Der fernste Ort“ widerfährt, dessen Ahnungslosigkeit über seinen Zustand nur von dem seiner Kritiker überboten wurde. Wann genau ist Julian in der Novelle tot, welche Welt ist das Ziel seiner Seelenfahrt? In dieser Geschichte bildet der beiläufige Satz, „dass ein Sterbender noch tagelang durch die allmählich unwirklicher werdende Welt seiner Einbildungen irren könne“, die Achse einer raffinierten Spiegel-Konstruktion. Gasser zeigt, wie der gesamte Text sich in präziser Symmetrie um diese Mitte bewegt.

Auch in der „Vermessung der Welt“, diesem, so Gasser, „Buch der Wunder und der Geister“, wird der Leser kalkuliert in die Irre geführt, wenn er Humboldts Halluzinationen als Symptome des Höhenschwindels erkennt. Unter den ge-

Picknick mit einem toten Kind

Julia Leigh hat in ihrem Roman viel damit zu tun, Schrecken in Literatur zu wandeln

Die Novelle von Julia Leigh hat einen verunsicherten, von alten und abweisenden Mauern umgebenen Schauplatz. Drei weitgereiste Protagonisten, die „Frau“, der „Junge“ und das „Mädchen“ genannt, müssen sich zu diesem schauerromantischen Ort erst einmal Zutritt verschaffen. Der Junge wirft sich gegen eine hinter Ranken verborgene Eichentür, bis sein Hemd zerrissen und blutverschmiert ist. Als seine Mutter und Schwester schon verzagt sind, öffnet sich das Tor und gibt den Blick auf weit vor ihnen liegende Parkanlagen und ein düsteres Schloss frei. „An diesem Morgen war der Himmel ein Trost, grenzenlos und weiß durchsetzt das Blau.“ Sie treten ein und befinden sich inmitten einer vergangenen Pracht, die den Hintergrund für ein klassisches Familientableau bildet.

Die australische Autorin führt drei Generationen in den Gärten und hohen Sälen zusammen: Die Frau kehrt mit ihren beiden Kindern zu ihrer Mutter zurück, der distanzierten Herrin des französischen Landsitzes. Sie sucht Schutz vor einem gewalttätigen Ehemann, dessen Brutalität Knochenbrüche hinterlassen hat und in groben Äußerungen der Kinder nachklingt. Wegen der Verbindung mit diesem Mann hatten sich Mutter und Tochter einst voneinander losgesagt. Nun erwarten sie gemeinsam die Ankunft des Bruders Marcus, dessen Frau im Krankenhaus ein Kind bekommt und die erste Zeit nach der Geburt auf dem Familiensitz verbringen möchte. Julia Leigh macht mit kühler Distanz den Zustand der einzelnen Figuren und die Schwingungen zwischen ihnen sichtbar. Sie alle weisen Verletzungen oder Deformationen auf, die sich auch in ihrer Umgebung spiegeln. Die Gärtner haben eine Reihe giftiger Eiben zu „Zylinderhüten, Eiswaffeln und Hanteln“ zurechtgeschnitten.

Von Beginn an erzeugt Julia Leigh in ihrem Buch eine Atmosphäre der Irritation und der latenten Bedrohung. Aber sie übersteigt die Erwartungen an ein schattenreiches Familienporträt, als Marcus und seine Frau Sophie aus der Klinik ein totes Kind mit nach Hause bringen. Es entspricht der derzeitigen gesellschaftlichen

Realität, dass Eltern totgeborener Kinder sich diesen zuwenden, sie baden und kleiden können, eie sie sich von ihnen verabschieden. Man sagt, der Verlust sei so besser zu verkraften. In der Novelle tritt diese Wirkung nicht ein. Die verstörte Sophie kann ihre Liebe nicht zurücknehmen, die kleine Alice nicht gehen lassen. Der Text zeigt sie beim Picknick mit dem toten Kind, sie spricht mit ihm, füttert es bei Tisch und verweigert eine Beerdigung. Er-



Kühle Erzählerin: Julia Leigh kam 1970 in Sydney zur Welt.

Foto Opale

staunlicherweise löst die unerhörte Begebenheit beim Leser kaum Erschütterung aus. Denn die Autorin benutzt sie, um ihrem Buch etwas Horribles zu geben, Schock und Schrecken zu erzeugen. So wird im Kühlschrank der Schlossküche ein Fach mit Satin ausgekleidet, um den Säugling dort über Nacht zu lagern, zum Grausen derer, die das Gerät ahnungslos öffnen. Als der Körper sich trotz allem langsam aufzulösen beginnt, nutzt Julia Leigh ihre präzise Sprache, um die ausgefallenen Haarbüschel auf dem Kaschmirpullover der Mutter zu beschreiben. Es ist die gleiche Präzision, mit der sie sonst das

den Figur versichert, im Unterschied zu ihr sei er selbst jedenfalls „real“, dann fragt sie zurück: „So?“ Um dieses kleine Wort dreht sich dieser Roman. Und nicht nur dieser.

Der Schriftsteller sei, so haben die klassischen Poetiken es gelehrt, als Schöpfer seiner Fiktionen ein „alter Deus“. Bei Kehlmann tritt er, von Erzählung zu Erzählung deutlicher, als fataler Demiurg seiner erzählten Welten hervor, weshalb seine Figuren sich seiner Gewalt entziehen müssen. In „Ruhm“ gelingt das in romantischer Ironie der todkranken Rosalie, die ihrem scheiternden Autor entkommt. Durch alle neuen Schraubendrehungen hindurch und jenseits aller gnostischen Spekulationen macht Gasser im Mittelpunkt von Kehlmanns Werk eindrucksvoll jenen „gottbegnadeten Moment“ sichtbar, in dem die Figuren aus ihrer Welt befreit werden, Sieger über ihren Autor und Vorgänger ihrer Leser. Auch der Tod ist sterblich – eine so schöne wie abgründige Pointe, nicht nur zur Osterzeit.

Weil diese Geschichten so ein Spiegelkabinett der Referenzen bilden, weil es wie bei Nabokov oder Thomas Mann auch hier keine leere Note gibt; deshalb deckt Gasser höchst unterhaltsam literarische Spuren auf. Den Zauberkünstler Adam von Librikov im Debütroman „Beerholms Vorstellung“ dechiffriert er mit ein wenig Schütteln als den Zaubergeister Vladimir Nabokov. In den vier Eingeborenen, die den unermüdlichen Humboldt über den Orinoko rudern und die Julio, Mario, Carlos und Gabriel heißen, erkennt er nebenbei die Herren Cortázar, Vargas Llosa, Fuentes und García Márquez wieder, ohne die Kehlmann nicht durch diesen Roman hätte navigieren können. Aber wer Gassers Spuren folgt, begegnet auch Unamuno und Borges, Henry James und Thomas Mann, Stevenson, Highsmith und Joyce und, als Überraschungsgast, Bob Dylan. Und da Kehlmann ein Liebhaber der Theologie und der Mathematik ist, trifft er auch Thomas von Aquin, Kurt Gödel und, als Bruder im Geiste, Leo Perutz.

Gassers Lesekunst aber bewährt sich erst in seinem Blick für die Erzählverfahren, die sich aus diesen Traditionen ergeben, und im Gespür für die Nebenmotive, die sprechenden Details. Entbehrlich sind nur ein paar polemische Seitenhiebe wie die Kontrastierung Kehlmanns mit dem Rest der Gegenwartsliteratur als einer angeblich „nah am Verstummen stotternden Tradition der Traditionslosigkeit“. Doch solche seltenen Ausrutscher trüben das Denk- und Lesevergnügen kaum. Denn Gasser kommt Kehlmanns Geheimnis auf die Schliche, ohne ihm auf den Leim zu gehen. Sein Essay bewegt sich, klug und mit beträchtlicher Eleganz, auf der Höhe seines Gegenstands. Er ist geschmeidig und er besitzt jene *lightness of touch*, die er Kehlmann mit Recht nachrühmt. Der habe schließlich die Leser daran erinnert, „dass ein Buch auch Spaß machen könnte“. Für Gassers Studie gilt das nicht minder. HEINRICH DETERING

Markus Gasser: „Das Königreich im Meer“. Daniel Kehlmanns Geheimnis. Wallstein Verlag, Göttingen 2010. 160 S., geb., 19,90 €.

Sachbücher in Kürze

Fehlsignale

Seit dem Schönen mit dem Verlust des Wahren und Guten auch alle Selbstverständlichkeit abhanden kam, ist es anfällig für allerhand Imperialisierungsversuche, die seinem flüchtigen Reiz nicht mehr viel abgewinnen können. Der evolutionstheoretischen Deutung ist Schönheit nur noch Oberflächensignal einer tieferen Fitnessesebene; die Neuroästhetik bietet mit dem Verweis auf Gehirnvorgänge einen objektiven, statistischen Maßstab des Schönen an; der Kapitalismus macht Schönheit zur Wettbewerbspflicht und bannt sie auf einen Mittelwert. So wenig Grazie war selten im Museenhain. Der Entriegelung eines festgestellten Gegenstands gelten die Essays, die auf das letztjährige Philosophicum Lech zurückgehen. Martin Seel verweist auf die Unverzichtbarkeit des Naturschönen. Winfried Menninghaus lockert die Sexbesessenheit evolutionistischer Herleitungen zugunsten des souveränen Spiels frei gewordener Vermögen. Konrad Paul Liessmann blickt in den schmerzlichen Abgrund des Schönen, das in seinem jähen Aufleuchten nie ausschöpfbare Möglichkeitshorizonte bietet. Eine schöne Pointe gewinnt Bernadette Wegenstein der vermeintlich geschlossen voranmarschierenden Phalanx von Evolutionismus und Kapitalismus ab: Wenn eine verblässende Hollywood-Schönheit dank neurochirurgischen Eingriffs sagenhaft verjüngt erscheint, sichert sie ihren Marktwert, sendet aber evolutionstheoretisch betrachtet missverständliche Signale aus: Dann verheißt ihre Schönheit eine Fitness, die der verwandelte Körper gar nicht mehr garantieren kann. („Vom Zauber des Schönen“. Reiz, Begehren und Zerstörung. Hrsg. von Konrad Paul Liessmann. Paul Zsolnay Verlag, Wien 2010. 286 S., br., 19,90 €.) thom

Raumlehre

Mit Michel Foucault führte „Hérodote“, eine französische Zeitschrift für Geographie und Geopolitik, gleich im allerersten Heft, 1976, ein wendungsreiches Gespräch. Es beginnt mit Foucaults Schweigen zu geographischen Fragen und endet mit seinem Eingeständnis, die Geographie müsse „wirklich im Zentrum dessen stehen, womit ich mich befasse“. Auch wenn Foucault sich später nicht dezidiert der Raumfrage zuwandte und „keinen expliziten Raumbezug“ formulierte, wie Verena Schreiber anmerkt, so belegt das nun erschienene „Handbuch Diskurs und Raum“ doch einen – zeitverzögerten – Einfluss Foucaults auf die deutschsprachige Humangeographie. Das Handbuch versteht sich als Einführung in die Ansätze Foucaults und anderer Diskursforscher und stellt im umfangreichen Theoretischen Konzepten wie Gouvernementalität und Performativität vor. Knapper bleibt der Abschnitt über die Umsetzung in empirische, etwa lexikometrische oder kodierende Verfahren raumbezogener Forschung. Wenig erstaunlich ist freilich, was eine Diskursanalyse des Verhältnisses der Stadt Frankfurt am Main zu ihrem Umland ergibt: Die Stadt beklage eine Nutzung ihrer Einrichtungen durch Einwohner der Nachbarkommunen, „ohne dass diese Gemeinden sich in ausreichendem Maße an den Kosten beteiligten“. Das aber verrät schon ein Blick in den Regionalteil einer Frankfurter Tageszeitung. („Handbuch Diskurs und Raum“. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung. Hrsg. von Georg Glasze und Annika Mattiske. Transcript Verlag, Bielefeld 2009. 334 S., br., 19,80 €.) grae

Fischpredigt

Mönche des Mittelalters ertrugen den erzwungenen Verzicht auf menschliche Nähe durch zärtlichen Umgang mit Tieren. Beliebt waren Hasen und Hunde, Schafe und manchmal auch Vögel, kaum jedoch Fische. Die Klügleren unter den Asketen durchschauten die Versuchung. Ein Einsiedler, der seine Katze gern im Schoß hielt und streichelte, musste erfahren, dass solcher Besitz sein Seelenheil mehr gefährdete als der Reichtum den heiligen Papst Gregor I. (gest. 604), den dieser durch sein Amt erreicht, doch nicht begehrt hatte. Und der im Kulturkontakt mit Muslimen geschärfte Intellekt des Anselm Turmeda entlarvte im frühen 15. Jahrhundert die Tierliebe als verkappte Eigenliebe aus Erwägungen der Nützlichkeits. Franz von Assisi (gest. 1226) ragte hervor, weil er Tiere seine Brüder und Schwestern nannte und ihnen vom Schöpfergott predigte, dabei jedem seine Freiheit gab oder beließ. In einer zweisprachigen Anthologie zu Tiererschutz, Tierliebe und – ansatzweise – auch Tierrechten im Mittelalter kann man jetzt viele unbekannt Zeugnisse nachlesen, darf sich das Lesevergnügen aber nicht durch Äußerungen eines Sendungsbewusstseins verderben lassen, das die Herausgeber zu mancher Fehleutung der Texte verleitet hat. („Tierliebe als Freunde im Mittelalter“. Eine Anthologie. Eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Gabriele Kompatscher, Albrecht Classen und Peter Dinzelbacher. Wissenschaftlicher Verlag Bachmann. Badenweiler 2010. 301 S., br., 29,90 €.) borg